

AKRÜTZEL

JENAS FÜHRENDE HOCHSCHULZEITUNG

ZU HAUSE
MONOPOLY

INTERNET
ONLINE-SPIELE

WELT
SYRISCHE GEFÄNGNISSE

PROJEKT: BABY



Kinderkriegen auf akademisch

AKRÜTZEL

Jenas führende Hochschulzeitung

Eierlegende/r Wollmilchsau/eber?

Uns reicht es sogar schon, wenn du
lesen, schreiben oder fotografieren kannst!

Schau doch einfach mal vorbei: jeden
Dienstag, 19 Uhr im Uni-Hauptgebäude



* auch in Ausführungen mit Sterni, Schokobrause
oder Aldi-Mineralwasser verfügbar

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser,

die Bevölkerungspyramide steht auf dem Kopf! Die Alten wollen einfach nicht jünger werden und viel zu viele junge Menschen streben ein immer höheres Alter an. Rentenversicherungen befinden sich im Krisenmodus und selbst der ärgste Gesellschaftskritiker möchte lieber nicht wahrhaben, dass allen am meisten mit einer Altersobergrenze geholfen wäre.

Natürlich ist das Quatsch, welcher Politiker sollte so eine Agenda auch schon gegen das Stimmgewicht der Alten durchsetzen? Wenn man aber die Rentner nicht loswird, muss man für genug Nachschub sorgen. Da hilft nur eins: Kinder! Und zwar ganz ganz viele.

Vergesst eure Karriere, gründet eine Familie! Dieses Denken steckt leider noch immer in vielen Köpfen. Entweder Karriere oder Familie. Aber warum nicht größer denken? Warum nicht alles auf einmal wollen? Fakt ist: Kinder und Berufstätigkeit – merke bei beiden Elternteilen – sind in

Einklang zu bringen. Dafür gibt es einfach genug Beispiele. Wer das nicht glaubt, sollte sich einmal in der nächsten Buchhandlung eine Literaturliste zu diesem Thema geben lassen.

Die allerbeste Zeit, Kinder zu bekommen, ist sogar während des Studiums. Zeitliche Flexibilität und in den allermeisten Fällen genügend finanzielle Zuschüsse vom Staat machen 's möglich.

Allerdings stimmt es, dass Kindererziehung extrem viel Zeit und Energie benötigt. Aber ist das nicht viel sinnstiftender, macht Familie nicht deutlich glücklicher, als in seiner Freizeit besoffen im Titty oder Kassa rumzuhängen? Wer bei dieser Frage über die Entweder-Oder-Option gestolpert ist, dem gratulieren wir herzlich zum komplett verstandenen Text. Natürlich kann man auch mal ausgehen, wenn man Familie hat, man muss sich eben nur gut organisieren. Und wie bei so vielen Dingen im Leben zählt auch hier: Wer will, schafft alles!

Die Redaktion

INHALT

Gesellschaft

- 04 Verzockt**
Datenspeicherung, Widerrufsrechte und Jugendschutz- ein Blick auf Online-Games aus rechtlicher Perspektive .

KLASSIKER

- 05 Frei Parken und Zusatzsteuer**
Monopoly – ein Brettspiel, das Familie und Kapitalismus an einen Tisch bringt.

TITEL

- 06 Schoki für das Kind**
Studieren mit Kindern? Laut Fleur Zeunert kein Problem.
- 08 Vom Hörsaal in den Kreißaal**
Neben der herkömmlichen Berufsausbildung ist der Beruf der Hebamme auch durch ein Studium an der EAH zu erlernen.
- 09 Vater, Mütter, Kind**
Freundschaftlich ein Kind bekommen. Geht das? Einblicke in eine Co-Elternschaft.

Politik

- 10 Adams Jahr in Assads Hölle**
Adams langer Weg durch die syrischen Foltergefängnisse in Damaskus.

Wissenschaft

- 13 Der persönliche Luxus**
Schampus und Sportwagen: ein Jenaer Professor hat für seine Luxusforschung den Thüringer Forschungspreis erhalten.

Stadt

- 14 Schwimmen, Wohnen und Verkehr**
Thomas Nitzsche: So will der neue OB Jena meistern.

Kultur

- 16 Zwischen Musik, Bild und Poesie**
Eine Ausstellung in Jena, welche die Möglichkeiten der Kunst hinterfragt.



VERZOCKT

Eine neue Spiele-App ist schnell installiert. Die Fragen aber, die Online-Gaming aus rechtlicher Sicht aufwirft, sind nicht wenige.

Vor einiger Zeit war es nicht überraschend auf der Straße einer Gruppe von Jugendlichen zu begegnen, die mit ehrgeiziger Miene, das Handy vor sich haltend, jegliche Hindernisse überwinden, um ein virtuelles Pokemon zu fangen. Dieser vergangene Hype ist nur ein Beispiel für den Erfolg und die Breitenwirkung von Online-Games. Über diese sprachen am 17. Mai in den Rosensälen diverse Dozenten, die aus München, Stuttgart und Berlin anreisten. Als Vertreter der deutschen Games-Branche bis hin zur Kommission für Jugendmedienschutz repräsentierten sie das breite Themenfeld der Online-Games. Die Frage „Wie rechtskonform sind Online-Spiele?“ wurde im Rahmen der 7. Jenaer Medienrechtlichen Gespräche diskutiert.

Wer sich ein Spiel auf das Smartphone lädt, wird vermutlich erstmal gar nicht daran denken, wie komplex das Gebiet der Online-Games aus rechtlicher Sicht ist und wieviel wissenschaftlicher Redbedarf App und Co bieten. „Der Begriff Online-Spiele ist sehr offen“, erklärt Professor Dr.

hin zu großen Rollenspielen, die über Jahre bestehen und bei der virtuelle Welten entstehen.“ Was weniger berücksichtigt wurde bei der Debatte, waren Glücksspiele, bei denen besondere Spielanreize bestehen und die eine rechtliche Sonderkategorie bilden. Spiele, bei denen es Zusatzangebote gibt, die vom Zufall abhängen und deren Einsatz Geld kostet, machen Grenzziehungen schwierig. Ist das noch ein normales Spiel oder schon Glücksspiel?

Warum muss eine Tätigkeit wie spielen überhaupt rechtlich geregelt werden?

Bei Online-Spielen kann es unterschiedliche Schutzbedürfnisse geben. Das beginnt bei der Zielgruppe Kinder und Jugendliche, an die sich Spiele häufig richten, die daran interessiert und darum leicht zu beeinflussen sind. „Man muss Kinder und Jugendliche davor beschützen, dass zum Beispiel Zahlungspflichten eingegangen werden, ohne dass sie das mitbekommen“, meint Alexander. Oft sind die Einkäufe verbunden mit Zeitdruck, weil das Angebot nur kurz besteht. Rechtlichen Schutz bedürfen auch Verbraucher bezüglich der Information, ob man ein Widerrufsrecht hat oder nicht. Obwohl viele Verbraucher bereits wissen, dass bei Interneteinkäufen ein Wider-

rufsrecht besteht, sind sich einige bei Einkäufen im Rahmen von Online-Spielen, wie einem neuen Level oder neuer Ausrüstung, unsicher. „Unterschiedliche Schutzmechanismen sollen verhindern, dass Unternehmer einseitig Vertragsinhalte so festlegen, dass Kunden benachteiligt werden“, erklärt der Professor. „Wenn ein Unternehmer ein Spiel anbietet, bietet er das letztlich einer unbestimmten Anzahl von Kunden an, da kann er natürlich verleitet sein, in seinen Vertragsbedingungen auch nachteilige Klauseln mit aufzunehmen.“ Davor müsse

der Kunde geschützt werden, denn die wenigsten lesen sich die Allgemeinen Geschäftsbedingungen von vorne bis hinten durch. Nachteilige Klauseln können zum Beispiel Haftungseinschränkung, Einschränkung der Gewährleistung und Ähnliches sein.

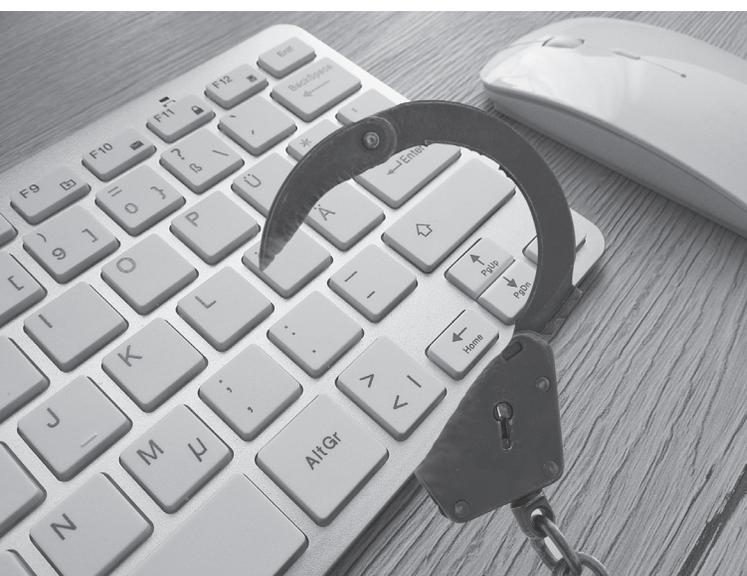
Eine ganz aktuelle Frage bei Online-Spielen ist: Was passiert eigentlich mit meinen Daten?

Die Frage wird besonders relevant, wenn der Nutzer im Internet Spiele spielt, die vernetzt funktionieren, wo Betreiber Daten erheben, speichern und möglicherweise auch weitergeben. Für Spielbetreiber ist es interessant, Daten zu verknüpfen und zu erfahren, welche Produkte der Spieler kauft. „Der Datenschutz ist Teil des Persönlichkeitsschutzes, und wenn jemand meine Daten erhebt, mit meinen Daten irgendetwas machen will, auswerten oder weitergeben, dann muss ich einwilligen“, erklärt Alexander. „Das heißt die Rechtsordnung schützt mich und sagt, ich als Betroffener soll darüber entscheiden, was mit diesen Daten passiert.“ Für Online-Spiele gelten also viele Regelungen, vom allgemeinen Vertragsrecht, den besonderen Regelungen, die für Geschäfte im Internet gelten, bis hin zu besonderen wettbewerbsrechtlichen Anforderungen, wie Werbung gemacht und Kinder angesprochen werden dürfen.

Welche Rolle spielt nun das Internet dabei? „Das Internet ist insofern wichtig, weil es die Infrastruktur ist, worüber diese Spiele angeboten werden und aus rechtlicher Sicht für das Internet bestimmte Regeln gelten“, sagt Prof Alexander. Immer weniger Leute gehen klassisch in den Laden, um sich eine DVD oder CD zu kaufen, sondern die Spiele werden auf Smartphone und Tablet runtergeladen. Wer einen Kaufvertrag im Internet, statt im Geschäft schließt, der hat ein anderes Schutzbedürfnis und darum gelten auch andere Regeln.

Grundsätzlich ist jeder aber erst einmal selbstverantwortlich. Rechtlich heißt das Privatautonomie und Selbstbestimmung. „Die Rechtsordnung muss dann schützen, wenn man sieht, Personen können die Risiken nicht übersehen oder es bestehen Risiken, die man nur schwer beherrschen kann“, schließt Alexander ab und gibt zugleich noch einen Vorausblick auf das nächste Medienrechtliche Gespräch im November. Dort soll es dann um das Netzwerk Durchsetzungsgesetz und Hate Speech gehen.

Undine von Lucadou



Schutz im Netz
Collage: Charlotte
Wolff

Christian Alexander, der an der Uni Jena den Lehrstuhl für Bürgerliches Recht, Wirtschaftsrecht und Medienrecht innehat. „Was wir im Blick hatten, waren im Grunde alle Arten von Spielen: Das geht los mit der kleinen App, die man nebenbei spielt, bis

FREI PARKEN UND ZUSATZSTEUER

In dieser Serie widmen wir vermeintlichen und echten Meisterwerken, Liebeserklärungen und Hasstiraden. Diesmal: Monopoly

Samstagabend, die Getränke sind geöffnet, Kartoffelchips und andere Snacks auf Schüsseln verteilt. Die ganze Familie sitzt um den Tisch herum, rückt erwartungsvoll in letzter Minute Spielfiguren und Kartenhaufen zurecht, zählt Geld und wartet eifrig darauf, es endlich ausgeben zu können. Auf Los geht's los!

Danach geht es zu wie im amerikanischen Reality-TV. Kinder und Eltern knöpfen sich gegenseitig wahnwitzige Mieten ab, kaufen einander alles weg, was dem anderen zum Objekt der Begierde geworden ist. Geschwister besuchen sich im Knast und nutzen ihre vorübergehenden lokalen Einschränkungen für ihre Zwecke. Selbst bei der lieben Oma setzt nach spätestens zwei Runden der Killerinstinkt ein. Ein familiärer Samstagabend voller geheimer Sparkonten, versuchter Steuerhinterziehung und zwielichtiger Immobiliendeals, spricht, es wird Monopoly gespielt.

Das US-amerikanische Brettspiel wurde 1904, damals noch unter dem Namen „The Landlord's Game“, von Elizabeth „Lizzie“ Magie entwickelt. Mit dem Spiel wollte sie versuchen, den Menschen die sozialreformerischen Ideen des Ökonomen Henry George nahe zu bringen. Der nach ihm benannte Georgismus sieht den Privatbesitz als Ergebnis menschlicher Arbeit an. George selbst war Befürworter des Systems der Freien Marktwirtschaft.

Trotzdem kam der Erfolg erst 1934 nach der Weiterentwicklung von Charles Darrow. Dieser erwarb die Urheberrechte und verkaufte schließlich an die amerikanischen Spielehersteller Parker Brothers.

Heute gibt es das berühmte Spiel in 37 verschiedenen Sprachen und noch mehr Varianten zu kaufen. Für ein Monopolyturnier wurde 1988 ein Set für schlappe 2 Millionen Dollar kreiert. Für dieses prunkvolle Einzelstück benutzte der beauftragte Juwelier 23 Karat Gold, Saphire und Rubine. Das dagegen eher normalspektakuläre wurde mehr als 250 Millionen Mal verkauft, wodurch circa fünfeinhalb

Milliarden Monopolyhäuschen produziert wurden. Der kulturelle Einfluss ist enorm. 1984 nutzte der deutsche Musiker und 1000 und eine Nacht (Zoom!)-Sänger Klaus Lage Monopolybezüge- und begriffe, um Kritik am Kapitalismus zu üben. Erwähnung findet das Spiel auch in mehreren Filmen, Folgen der Simpsons und sogar Agatha Christie's Poirot integriert Monopoly in einer Folge der Serie.

Was macht das Spiel so beliebt? Das Ziel ist relativ einfach: Ein Imperium an Grundstücken aufbauen und die anderen Mitspieler in die Insolvenz treiben. Ob das jetzt als Grund für die Spieler spricht, scheint fragwürdig. Generell müsste das Spiel mehr für Streitereien und schlechte Laune sorgen, wenn man bedenkt, dass eine Person sich alles unter den Nagel reißt und die anderen in den finanziellen Ruin getrieben werden.

Ein treffendes Abbild unserer kapitalistischen Realität? Eine genaue Darstellung dessen, was selbst aus den großzügigsten Menschen wird, wenn eine Menge Geld im Spiel ist? Nicht selten wurde der Kapitalismus, der das Spiel ausmacht, kritisiert. In der DDR war Monopoly nicht erhältlich. Immerhin geht es um Geld und die Stellung, die daran, und nur daran, gekoppelt ist. Ob das gerade Kindern die richtigen Werte vermittelt, ist diskussionsbedürftig. Auch bei den britischen Royals ist Monopoly am königlichen Spieleabend ausdrücklich nicht erwünscht. Prinz Andrew erwähnte, die Queen halte es für zu bösartig.

Trotzdem wird Monopoly nach wie vor gerne gespielt und entwickelt sich mit der Zeit ständig weiter. Es werden immer neuere und modernere Versionen entwickelt.

Seit 2005 kann man über das so genannte Monopoly Banking auch mit Kreditkarte bezahlen. Wem der Titel Straßenbesitzer einfach noch nicht pompös oder wichtig genug klingt, kann bei der World Edition ganze Städte kaufen, sodass er sich mit ein wenig Glück stolzer Inhaber der als

teuersten deklarierten Stadt Montreal bezeichnen kann. Auch Jena hat seit dem 29. März 2018 sein eigenes Monopoly. Besonders sind an dieser Ausgabe zum Beispiel der Jentower als Spielfigur und die Straßen wie Löbder- und Fürstengraben, Ernst-Abbe-Platz und Wagnergasse. Die Bahnhöfe



sind durch beliebte Ausflugsziele wie das Volkshaus Jena oder das Zeissplanetarium ersetzt.

Während diese lokalindividuellen Editionen noch relativ plausibel klingen, können bei Bedarf auch angepasste Spiele an *Ich-einfach Unverbessertlich* oder eine Pummeleinhorn Variante erworben werden. Hasbro entwickelt sogar eine Schummel-Version inklusive mitgelieferter Handschellen. Im echten Leben geht es schließlich auch nicht korrekt und fair zu. Monopoly spielen als Vorbereitung aufs Leben? Es lässt sich nicht abstreiten, dass man durchaus etwas lernt. Vom Kopfrechnen zu geeigneten Spielstrategien, die sich auf einfache Wirtschaftsprinzipien übertragen lassen – Monopoly kann gerade den jüngeren Spielern viel von den Handelsprinzipien beibringen, die unserer Gesellschaft zugrunde liegen. Ein pädagogisches Dilemma also? Wohl kaum. Schließlich ist Monopoly nach wie vor nur ein Spiel und es steht fest, Spaß ist immer integriert, was, kapitalistische Wertevermittlung hin oder her, ja wohl die Hauptsache eines Spiels ist.

Glück, Geld und Investitionen
Collage: Lenah John

Lenah John



Foto: FeeLoona

TEXT: Jessica Bürger

SCHOKI FÜR DAS KIND

Fleur studiert seit acht Jahren Psychologie. Immer mit dabei, ob Zuhause oder in der Uni, ist Lea (11) und seit zwei Jahren der kleine Uly.

Bauklötze sind was Tolles. All die unterschiedlichen Formen, Größen und Farben, was man nicht alles damit bauen kann, und wenn einem der windschiefe Turm nicht mehr gefällt, wird er einfach umgehauen. Stadtplanung kann so einfach sein. Der zweijährige Ulysses hat sich jedoch auf den Straßenbau spezialisiert, die Bauklötze flach auf dem Boden ausgebreitet, lässt er nun sein rotes Spielzeugauto darüber brausen. "Wir versuchen, so viel Zeit wie nur möglich gemeinsam zu verbringen", sagt Fleur Zeunert, Mutter von Ulysses und der 11-jährigen Penthesilea und Psychologiestudentin im 16. Semester.

Eigentlich hatten sie und ihr Ehemann Johannes Kühn Uly gegen Ende ihres Studiums bekommen wollen, doch der Bologna-Prozess wirkt bis heute nach. Die Umstellung von Magister und Diplom zu Bachelor und Master hatte trotz jahrelangem Vorlauf die Universitäten ins Chaos gestürzt, sodass weder Professoren noch Prüfungsämter wussten, was die Studenten nun für Kurse belegen mussten oder nicht. Dadurch hat sich Fleurs Studium verlängert, und obwohl sie die Kurse akribisch durchgeplant hatte, konnte sie 2016 nicht mit der Diplomarbeit anfangen. Da war sie aber bereits schwanger. "Hätte ich von Anfang an geplant, mein zweites Kind während des Studiums zu bekommen, hätte ich Uly auch früher bekommen können", meint die 37-Jährige. Die ersten drei Jahre ihres Studiums hat Fleur nach Musterstundenplan studiert, bevor die Kraft nachließ. Zwar hat sie nie die Erfahrung gemacht, wie es ist, ohne Kind zu studieren, doch das Pensum ist deutlich höher und jeder Tag wird bis ins Detail durchgeplant. "Sonst findest du keine Zeit mehr für dein Kind", erklärt sie.

Momentan heißt das für Fleur, um 5.30 Uhr aufstehen, mit der Großen kuscheln und für die Schule fertig machen, dann Uly wecken und in den

Kindergarten bringen, sich jetzt im Frühling im Schrebergarten mitbeteiligen, dann arbeiten und ab nachmittags die Kinder nach und nach wieder von Schule und Kindergarten einsammeln. Bis Mai war Fleur zudem im Vollzeitpraktikum. Die Freizeit gehe schon massiv flöten, meint sie, gerade wenn man wieder ein Kleinkind in der Familie habe, auf das man die ganze Zeit über ein Auge haben müsse: "Man muss sich eben so oft es geht gemeinsam um die Kinder kümmern und sich die Zeit teilen." Studieren an sich und ein Kind aufziehen sei allerdings kein Problem.

Vor allem da die Uni einiges an Unterstützung bietet: Pro Kind bekommt man an der FSU ein Urlaubssemester, manchmal auch zwei, in der Mensa bekommen die Kids kostenlose Kinderportionen und JUniFamilie verteilt für frisch gebackene Mütter Willkommenspakete. Das Hochschulfamilienbüro JUniFamilie ist seit seiner Gründung 2011 die erste Anlaufstelle für Studenten, wenn es um Studium, Beruf und Familie geht. "Wir helfen bei allen Fragen, egal ob es sich um die Suche nach Betreuungsplätzen, finanzieller Unterstützung oder zur Vereinbarkeit von Studium und Familie dreht", sagt Anja Dragowsky, Mitarbeiterin bei JUniFamilie. Die Kinderbetreuung des Büros, JUniKinder, liegt direkt am Campus. Bis zu zehn Stunden die Woche können Mütter und Väter ihre Kinder hier stundenweise abgeben, die rundum versorgt und betreut werden, während Mami und Papi Vorlesungen besuchen, Vorträge halten und mit ihren Profs diskutieren.

"Am schlimmsten sind wirklich die kinderunfreundlichen Veranstaltungen", erklärt Fleur. Zu Beginn ihres Studiums wohnte sie noch in Weimar, musste aber um 7.30 Uhr in der Uni sitzen - bis abends um 19 Uhr. "Dein Kind schläft noch, wenn du das Haus verlässt und es schläft wieder, wenn du nach Hause kommst." Erst der Umzug nach Jena hat etwas

Entspannung in die Situation gebracht. Ansonsten sei es allerdings auch möglich die Kinder mit in die Uni zu nehmen. "Für mich war das selbstverständlich", sagte Fleur, "ich hatte ein Kind und keine Möglichkeit es irgendwo abzugeben, also habe ich Lea mit in das Seminar genommen." Während sie vor der Klasse stand und einen Vortrag hielt, schrieb ihre Tochter die Folien ab und bekam am Ende Schokolade vom Prof - für ihre gute Mitarbeit. Bei JUniKinder hat sie Uly und Lea jedoch noch nicht abgegeben, bisher fand sie immer anderweitig Betreuungsmöglichkeiten.

UniKinder betreut nicht nur Kinder, sondern plant auch die verschiedensten Veranstaltungen und Feste für die Familien: Familienbrunch und Familiencafé, Mal- und Bastelwettbewerbe oder die Teilnahme am Unisommerfest. "Das Angebot von JUniFamilie wird von vielen als durchweg positiv wahrgenommen", meint Dragowsky. "Oftmals ist es für Ratsuchende bereits hilfreich einen Ansprechpartner für ihr Problem zu haben." Im gemeinsamen Gespräch konnte bisher immer eine Lösung gefunden werden.

Uly selbst hat während des Gesprächs auch den Straßenbau aufgegeben und ist zur Akrobatik übergegangen. Mit Mama Fleur und Papa Johannes als Akrobaten und Feuerkünstlern, die überwiegend auf Geburtstagen und Hochzeiten auftreten, hat er da die perfekten Lehrer gefunden. Freihändig balanciert er auf Fleurs hochgestreckten Armen. "Ein Vollzeitstudium mit Kind ist sehr, sehr anstrengend. Wenn man gute Noten schreiben und gut mitarbeiten will, empfiehlt sich eher ein Teilzeitstudium", sagt sie abschließend und lässt Uly wieder auf den Boden hinunter, der sich den Eimer für seine Bauklötze schnappt. Vor dem Abendessen - das weiß man auch schon als Zweijähriger - muss erst aufgeräumt werden.



Statt Bauklötzen geht auch mal eine Eisenbahn.
Foto: Michael Bergmann

VOM HÖRSAAL IN DEN KREISSAAL

Der Trend zur Akademisierung von Gesundheitsberufen geht auch an der EAH Jena nicht vorbei. Diesen Sommer macht der erste Jahrgang studierter Hebammen seinen Abschluss.

„Es geht nicht um besser, es geht um anders.“ Mit diesen Worten beschreibt Professor Dr. Stephan Dorschner, Leiter des Dezernats für Pflege und Gesundheit an der EAH Jena, den primärqualifizierenden Bachelorstudiengang der Geburtshilfe und Hebammenkunde, dessen erster Jahrgang im Sommer graduiert.

Seit der Gründung des Fachbereichs 2014 wurde daran gearbeitet, fünf verschiedene Studiengänge für Gesundheitsberufe aufzubauen. Dazu gehört nicht nur die Pflege- und Hebammenkunde, sondern auch die Physiotherapie und das Rettungswesen mit der Notfallversorgung. Ab dem nächsten Jahr soll auch die Ergotherapie folgen.

Der herkömmliche Abschluss im jeweiligen Beruf wird hier mit dem akademischen Bachelor of Science verbunden. Dabei übernimmt die EAH nun die Funktion und Aufgabe der Hochschule und der berufsbildenden Schule. Das Ziel jedoch bleibe, nach Dorschner, immer noch der Berufsabschluss, nur der Weg sei ein anderer.

Alles wird untersucht
Foto: EAH Jena



Zentraler Unterschied zur herkömmlichen Ausbildung ist, dass die Graduierenden nun beides haben, einen Berufsabschluss und einen akademischen Titel. Das bedeutet, dass das Thema des wissenschaftlichen Arbeitens schon ab dem ersten

Semester eine große Rolle spielt.

Dabei werden die unterschiedlichen Fachrichtungen in bestimmten Lehrveranstaltungen auch zusammen unterrichtet. Hinter diesen interdisziplinär ausgerichteten Studiengängen steckt die Idee, das Aufeinandertreffen der Berufe schon im Studium zu erreichen. Aus der Zusammenarbeit können bei den Studenten nicht nur gemeinsames Lernen, sondern auch gemeinsame Forschungsprojekte entstehen. Dorschner erklärt: „Es ist durchaus sinnvoll, dass die Studierenden in der Forschung über den eigenen Tellerrand hinaus sehen. Dass eine Hebamme zum Beispiel weiß, was die Physiotherapeuten forschen und umgekehrt“.

Auch die Berufsmöglichkeiten würden sich dadurch verbessern, da sie nun sehr viel breiter gefächert sind. „Die Akademisierung bringt auch Chancen“, sagt Dorschner. Jemand, der diesen Studiengang absolviert hat, stehe auf dem Arbeitsmarkt für beide Richtungen zur Verfügung. Er kann weiter mit den Patienten arbeiten, oder aber auch im Master studieren und eine wissenschaftliche Karriere anstreben.

Dieser Meinung ist auch Gabriele Fischer, leitende Hebamme am Uniklinikum Jena. Ihrer Ansicht nach ist die zunehmende Akademisierung nicht verantwortlich für den bundesweiten Mangel an Hebammen, der sich von Region zu Region unterschiedlich stark ausprägt. Sie betont: „Wer Hebamme wird, egal ob mit oder ohne Bachelor, macht das, weil er es will. Das ist ein ganz besonderer Beruf, der einen entweder packt, dann bleibt man auch sein Leben lang dabei, oder auch nicht, dann sucht man sich eben etwas anderes.“

Natürlich gibt es auch einige Herausforderungen zu bewältigen. Gerade der erste Jahrgang, der im Sommer seinen Abschluss macht, hatte es schwer, „weil am Anfang noch nicht alles glatt lief und sich die gemeinsame Arbeit erst noch einspielen musste“, erklärt Fischer. Trotzdem haben alle weitergemacht. „Die sind alle sehr motiviert. Das war wirklich eine ganz schöne Zusammenarbeit mit den Studentinnen.“

Gerade die Zusammenarbeit

zwischen der Hochschule und der Klinik als Praxispartner sei sehr wichtig. In den theoretischen Modulen lernen die Studierenden, was sie später in der Praxis anwenden sollen, dabei ergebe es keinen Sinn, weit vorauszugreifen. „In der Praxis fängt man ganz klein mit der Grundpflege von Frau und Kind an“, erklärt Fischer. In drei Jahren soll den Studierenden alles beigebracht werden, was sie als Hebamme brauchen. Dazu gehört sowohl die Schwangerenversorgung als auch die selbstständige Begleitung der Geburt. Die Studierenden arbeiten in der Praxis mit einem Mentor zusammen, der ihnen beibringt, was er kann und bei dem sie sich gerade das, was man nicht in der Theorie lernen kann, abgucken können. „Geburtshilfe hat ganz viel mit Fingerspitzengefühl, Intuition und Empathie zu tun. Das macht uns Hebammen zum großen Teil aus und das versuchen wir den Studierenden beizubringen“, beschreibt Fischer.

Genau das wurde durch die langen Theorie- und Praxiszeiten teilweise zur Herausforderung. Die Studierenden haben zwischen vier und sechs Wochen Theorie und „wenn man in der Praxis am Anfang noch nicht so sicher ist, fängt man danach wieder bei Null an. Es dauert bis sich eine Routine einstellt“, sagt Fischer. Diesen Aufbau zu ändern, sei jedoch schwer.

Trotzdem birgt die Zusammenarbeit mit der Hochschule neben den Herausforderungen auch neue Chancen für das Team. „Die Studierenden sind wissenschaftlich auf dem neuesten Stand. Sie hinterfragen Sachen anders. Ich finde gut, dass wir auf diese Weise an dem neuesten Stand der Spitzenmedizin dranbleiben“, sagt Fischer. Insgesamt ist ihr Eindruck sehr positiv.

Dieses Resümee bekräftigt auch der stark wachzunehmende Andrang auf die Plätze bei den Gesundheitsberufen. Bis jetzt wurden alle zwei Jahre fünfzehn Hebammen an der Uniklinik Jena ausgebildet. Ab nächstem Jahr soll nun jährlich mit zwanzig Auszubildenden gestartet werden. Für das Wintersemester 2018 sind bereits jetzt alle Plätze vergeben.

Lenah John

VATER, MÜTTER, KIND

Jochen König hat zwei Töchter. Seine Töchter haben drei Mütter. Ein Modell der Co-Elternschaft.

Aushänge an der Uni sind nicht neu. Jeder kennt die halb zerflederten Blätter, die unten streifenförmig eingeschnitten sind und eine Telefonnummer to go anbieten. Was für den einen oder anderen neu gewesen sein könnte, ist der Aushang, der mit „Suche Co-Elternschaft“ das Thema Familiengründung an die Pinnwand bringt. Co-Elternschaft, das heißt nichts anderes als auf freundschaftlicher Basis, Eltern zu werden.

Der Pädagoge und Autor Jochen König aus Berlin lebt in einer Co-Elternschaft und zeigt, wie das aussehen könnte. „Die Besonderheit in meiner Familie ist, dass meine beiden Kinder drei Mütter haben“, erzählt er. Seine große Tochter kommt aus einer Hetero-Beziehung, lebt aber seit ihrer Geburt bei ihrem Vater. Die kleinere Tochter zieht König in einer Co-Elternschaft mit zwei Müttern auf, die ein lesbisches Paar sind. „Im Moment sind beide Kinder die eine Hälfte der Zeit bei mir und die andere Hälfte bei den Müttern“, erklärt Jochen König, der in seinem gleichnamigen Blog über „Familien, Geschlechter, Väter, Sex und Berlin“ schreibt. Die jüngere Tochter ist durchschnittlich drei Tage die Woche bei König, vier Tage bei ihren Müttern.

Doch wie kam der zweifache Vater damals auf die Idee der Co-Elternschaft? Jochen König stellt erst mal zu Beginn klar: Jede Familie ist unterschiedlich, egal nach welchem Modell sie lebt. Das Modell der Co-Elternschaft kannte er nicht, als er sich mit dem lesbischen Paar dafür entschied: „Wir kannten unterschiedliche Familienkonstellationen, vor allem in einem schwul-lesbisch-queeren Kontext, in dem die Paare alternative Modelle zum Vater-Mutter-Kind-Schema finden müssen.“ Oft suchen lesbische Paare nach einem Samenspender. Das war aber nicht das, was sich die zukünftigen Co-Eltern vorstellten. „Uns war es wichtig, dass wir alle Bezugspersonen und Eltern dieses Kindes werden“, erzählt König. Die Herausforderungen des

Elternseins bleiben die gleichen, sie treten nur etwas anders auf. Organisationsfragen und Absprachen können nicht beim gemeinsamen Abendessen besprochen werden, da die Co-Eltern meist nicht zusammenwohnen, sondern fordern ein explizites Treffen, Hinsetzen und Reden.

König sieht das durchaus auch als Vorteil, da Angelegenheiten nicht zwischendurch besprochen werden, sondern bewusst dafür Zeit genommen wird. Ein Vorteil ist zudem, dass der Aufwand, den ein Kind auch mit sich bringt, auf verschiedene Schaltern verteilt werden kann. Sei es der zeitliche Aufwand, die sorgerechtliche Verantwortung oder auch der finanzielle Faktor, die geteilt werden. „Wenn die Kinder bei ihren Müttern sind, habe ich ganz andere Möglichkeiten mich um meinen Job, meine Karriere zu kümmern oder abends wegzugehen: Ich habe ganz andere Freiheiten, die viele Eltern nicht haben“, führt König aus. Auch für das Kind sei das letztlich positiv, da es immer Eltern habe, die aus einer kinderfreien Zeit kommen und sich dann wieder besonders auf das Kind freuen.

Eine wissenschaftliche Perspektive gibt Professor Ralf Koerrenz, der in Jena den Lehrstuhl für Historische Pädagogik und Globale Bildung innehat. Das pädagogische Kriterium für jede Art von Elternschaft, also auch für Co-Elternschaft, sei das Kindeswohl. „Kindeswohl können wir grob umfassen als Sicherstellung einer Balance zwischen einer schützenden Versorgung und Begleitung einerseits und einer ermutigenden und stärkenden Orientierung in einer komplexen, von Zufällen durchzogenen und letztlich immer auch gefährdeten Welt andererseits“, erklärt Koerrenz. Wer diese Perspektive hat, sieht: Die Form der Begleitung ist grundsätzlich zweitrangig und Co-Elternschaft ist aus pädagogischer Perspektive ein natürliches Modell.

König bekommt die ganze Bandbreite an Reaktionen zu seinem Lebensmodell. Neben vielen interessierten Anrufern und einer enormen Medienresonanz, sind das leider auch

Hassnachrichten. Was nach König noch familienpolitisch in Deutschland auszubauen sei, ist der rechtliche Status des dritten Co-Elternteils. Bisher ist es nicht möglich, dass mehr als zwei Personen Eltern eines Kindes sind und das Sorgerecht haben, so braucht die dritte Person für kleinste Dinge, wie den Besuch beim Kinderarzt, bereits eine Vollmacht. „Wir treffen alle Entscheidungen nur zu dritt und versuchen das dann, intern so zu regeln“, erzählt König. Gesellschaftlich wünscht sich der Autor, der von seiner ältesten Tochter

Drei Mütter und ein Vater für zwei Kinder. Foto: Charlotte Wolff



manchmal „Mama“ genannt wird, eine Auflockerung der Mutterrolle: „Das, was als Mutterrolle oft gesehen wird, sollte geschlechtsunabhängig von möglichst vielen Menschen übernommen oder auch gerecht zwischen den Eltern aufgeteilt werden.“ Dazu gehöre auch, dass Väter sich auf die gesamte Arbeit eines Kindes einlassen, was auch heißt, berufliche Ambitionen hintenanzustellen.

Reinreden möchte König aber niemandem bei der Wahl des Eltern-Modells. „Ich bin mit meiner Familie unglaublich glücklich, aber das heißt nicht, dass das anderen auch so geht. Andere Menschen haben andere Bedürfnisse und Vorstellungen, wie sie glücklich werden.“

Undine von Lucadou

ADAMS JAHR IN ASSADS HÖLLE

Ein Jahr lang wurde Adam (Name geändert) in syrischen Gefängnissen gefoltert und zermürbt. 2015 flüchtete er nach Deutschland und erzählte nun dem Akrützel seine Geschichte.

Eigentlich gefällt ihm Deutschland ganz gut, und obwohl Adams Ziel Hamburg war, hat er sich sehr gut in Jena eingelebt. Vor drei Jahren kamen er und seine Frau aus Damaskus nach Deutschland, kämpften sich durch den Libanon, über das Mittelmeer in die Türkei und von da aus über die so genannte Balkan-Route nach Hermsdorf in Deutschland. Nun ist der 29-Jährige in Jena, büffelt für sein C1-Deutsch-Examen und hofft, danach wieder an die Uni zu können. Adam will wieder studieren, wie damals in Syrien, wo er seinen Abschluss in Architektur machte. Das war kurz bevor die Revolution, der Arabische Frühling, begann, die mittlerweile in einen Bürgerkrieg ausgeartet ist, bei dem niemand mehr weiß, wer gut oder böse ist, wer gegen wen kämpft und welches Industrieland welche Partei mit Waffen unterstützt. Klar ist nur, dass da unten, in dem südlichen Nachbarland der Türkei, irgendetwas schief gelaufen ist. Schrecklich schief. Und dass dieses Etwas Adams Grund war, nach Europa zu kommen.

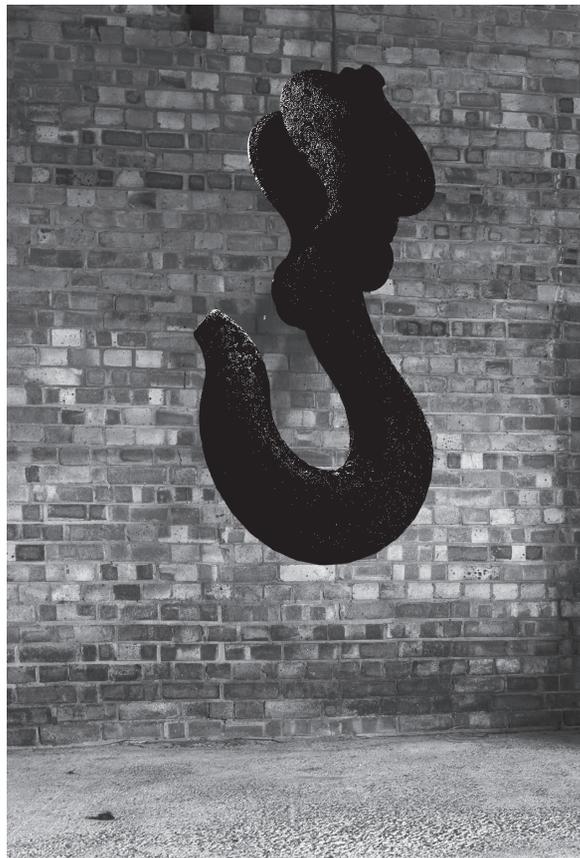
Gefoltert und misshandelt
Collage: Charlotte Wolff

Gefängnis Branch 215

Es war nachts, irgendwann Anfang 2013, als sie Adam verhafteten. Er war mit Freunden unterwegs gewesen, am Tag zuvor hatte er sich mit seiner Frau verlobt, als ein Taxi am Straßenrand hielt und mehrere Agenten mit Kalaschnikows ausstiegen. Agenten sind im Grunde die geheime Staatspolizei Syriens, stehen unter dem Befehl von Baschar al-Assad, dem Staatspräsidenten Syriens, und sind dafür zuständig, Menschen heimlich und unkompliziert verschwinden zu lassen. Adam suchten sie bereits seit 2011. Er hatte regierungskritische Texte geschrieben (veröffentlicht in sozialen Medien wie Facebook und

Youtube) und geholfen, Demonstrationen zu organisieren, diese zu filmen und Fotos darüber zu verbreiten. „Ich war vorsichtig“, erklärt Adam, „und habe unter einem Pseudonym geschrieben, selbst meinen Wohnort innerhalb Damaskus habe ich regelmäßig gewechselt.“ In der Nacht von 2013 waren die Agenten hinter einem seiner Freunde her - und nahmen Adam gleich mit.

In einem Militärbus ging es zu einer Zweigstelle der Nachrichtendienstabteilung des syrischen Militärs - der



Branch 215. Bei GoogleMaps zeigt sich ein wuchtiger Gebäudekomplex entlang der Straße des 6. Mai (6th May Avenue), umgeben von Hochhäusern und einer Parkanlage, der Campus für Literatur und Medizin nur knappe 800 Meter Luftlinie entfernt. Adam nennt die Branch 215 „Internierungslager“ - eine Festung der Folter und des Todes mitten in der Stadt. Von seinen Freunden wurde er bis zu deren Hinrichtung nicht getrennt, bis auf die Stunden, wo er gefoltert und misshandelt wurde. Mit verbundenen Augen wurde Adam noch am Tag seiner Ankunft an ein Folterinstrument gebunden, das seine Ursprünge in Deutschland hat: Den

German Chair, laut diversen Internet-Definitionen von der Stasi in der DDR genutzt. Dabei wird der gesamte Oberkörper rückwärts gen Füße gedrückt, sodass der Körper des Gefangenen ein V bildet. Der Stuhl dient als Hebel und verstärkt den Druck auf Rücken, Nacken und Wirbelsäule. Es geht nicht darum, die Wirbelsäule komplett zu brechen, was den Gefangenen als Informanten unbrauchbar machen würde. Nichtsdestotrotz können irreversible, körperliche Schäden bleiben, ganz zu schweigen von den psychischen Traumata.

„Hier brachen sie mir meinen Fuß“, erzählt Adam mit merklich leiserer Stimme. „Mir rutschte die Augenbinde herunter und ich sah meinen Folterer: Einen Militär, die wir im arabischen Geister nennen und die Assad dienen.“ Der Mann wurde wütend, verprügelte Adam und schlug 15 Minuten lang mit einem Metallrohr auf dessen Fuß ein, bis er brach und Adam das Bewusstsein verlor. Vier Tage später wachte er in einer vier mal fünf Meter großen Zelle auf. „Wir hockten dort auf Zehenspitzen auf den Fliesen“, erinnert sich Adam, „oder wir standen und wenn wir schlafen wollten, legten wir uns übereinander.“ In einem Youtube-Video der Hilfsorganisation With You International, das den Kellergrundriss von Branch 215 zeigt, sind neun solcher Räume zu erkennen. Zwischen

90 und 140 Gefangene werden pro Raum untergebracht, alleamt nackt. Täglich, so Adam, wurden vier bis fünf Leichen aus jedem Raum geborgen und täglich kamen ebenso viele Inhaftierte neu hinzu. Der Jüngste sei elf, der Älteste um die 60 Jahre alt gewesen. In solch einer Zelle wachte er also nach mehreren Tagen Bewusstlosigkeit auf, bedeckt mit Blut, Erbrochenem und Fäkalien, ohne Erinnerungen an die vergangenen Stunden. Er hatte Durst und Hunger, doch als er nach etwas zu trinken fragte, pinkelte ihn der Wärter als Antwort voll. Tagelang bekam er nichts zu essen, wurde nur über eine

Infusion am Leben erhalten und infizierte sich mit Hepatitis B. Da hatte seine Gefangenschaft gerade erst begonnen.

„Er wurde von Hass regiert“

Ein Ritual, um die Gefangenen während der eigentlichen Folter gesprächiger zu machen, war, sie vor der Befragung aufzuhängen, entweder an den Füßen oder an den Handgelenken. Die Menschen, erinnert sich Adam, hingen an Fleischerhaken von der Decke, alle vier Meter einer: „Ich weiß von einem Mann, der voller Blut und blau angelaufen war. Er wurde mit einem Metallrohr verprügelt, mit Zigarettenstummeln verbrannt und mit Elektroschlägen gefoltert. Zwei Wochen später war er tot.“ Adam selbst verbrachte immer wieder mehrere Stunden in der Halle, meist mit den Armen hinter dem Rücken und an den Handgelenken hochgezogen. Nach seinem ersten Aufenthalt dort renkte er sich mit Hilfe eines Mithäftlings die Schultergelenke aus. Das tat zwar immer noch weh, war aber bei Weitem nicht so schlimm, als wenn die Gelenke sich nach spätestens zwei Stunden am Haken von selbst ausrenkten. In diesem Raum hatte ein junger Wächter das Sagen, Adam schätzt ihn auf 16 Jahre, vermutlich der Sohn eines der Militärs. Er folterte ihn mit Elektroschocks und riss ihm zwei Finger- und drei Zehnnägel aus. Er beschimpfte Adam mit den Worten „Du bist Sunnit, du musst sterben!“ „Dieser Junge wurde von Hass regiert“, sagt Adam rückblickend. In seiner Stimme schwingt Fassungslosigkeit mit, als hätte er bis heute nicht verstanden, wie ein so junger Mensch einen so tiefsitzenden Hass empfinden konnte.

Die Foltereinheiten in Branch 215 zeigten den Hass der Wächter. Die Tage ohne Essen und Trinken, eingepfercht in den winzigen Räumen, zeigten ihre Gleichgültigkeit gegenüber dem menschlichen Leben. Adam erfuhr auch ihre Schadenfreude und zwar jedes Mal, wenn er auf Toilette ging. „Wir durften jeden Tag zweimal aufs Klo und dann für zehn Sekunden“, erzählt er. Zehn Sekunden sind eine verdammt kurze Zeit und

noch kürzer für die vielen Gefangenen, die durch die Folter, die Infektionen und die Mangelernährung unter Durchfall litten. Zu dritt wurden sie in eine Kabine mit Plumpsklo gejagt, hockten sich irgendwie zusammen über das Loch im Boden und versuchten, das Beste aus der Zeit zu machen. Wer nicht fertig wurde, musste sich die Notdurft bis zum nächsten Toilettengang verkneifen - oder ließ es weiterlaufen, während es zurück zur Zelle ging. Viele machten sich auch in die Hose, während sie in den Zellen ihre Zeit absaßen.

Noch viel schlimmer war jedoch der „Dead Room“, der direkt vor den Bädern lag. All die Toten, die Tag für Tag aus den Zellen gezerrt wurden, wurden zuerst hier abgelegt - bis zu 50 Tote täglich. Nicht der Gestank oder die Tatsache, dass Adam über Leichen klettern musste, waren das Schlimme; die bekannten Gesichter waren es. „Wir wurden regelmäßig gefragt, ob wir ins Krankenhaus verlegt werden wollten“, erklärt Adam, „das war aber nur ein Vorwand. Wer sich freiwillig für das Krankenhaus meldete, wollte sterben.“ Einer seiner Freunde, mit denen Adam damals gefangen genommen wurde, meldete sich für das Krankenhaus. Am nächsten Morgen, auf dem Weg zum Klo, sah er ihn im „Dead Room“. Adam vermutet, dass man ihm eine Luftspritze gab, die eine Luftembolie im Herzen auslöste.

Natürlich gab es, wie in jeder Gesellschaft - und um nichts anderes handelte es sich in der Branch 215, um eine Gemeinschaft der Folterer und der Gefolterten - Möglichkeiten, die Regeln zu umgehen. Bereits in den Arbeitslagern der Nationalsozialisten wurden Kapos eingesetzt, Funktionshäftlinge, die von der SS als Verwalter und Lagerpolizisten eingesetzt wurden. Sie bekamen mehr zu essen, durften sich freier bewegen, trugen bessere Kleidung. Das Phänomen ist auch in Syrien bekannt. Gut aussehende, junge, männliche Gefangene wurden ausgesondert und vor die Wahl gestellt: Entweder Sex mit den hochrangigen Militärs oder das Leben eines

Durchschnitt-Häftlings samt Folter, Hunger, Schmerzen und Tod. „Diese Männer trugen bessere, saubere Kleidung“, weiß Adam, „und waren dafür zuständig, die Gefangenen bei ihrer Ankunft auszusondern und in die Zellen zu sortieren.“ Männer, die sich gegen Sex entschieden, mussten zudem Vergewaltigungen durch die Wärter fürchten und versuchten dementsprechend keine Aufmerksamkeit zu erregen: „Sie schissen sich selbst ein, um weniger attraktiv zu wirken.“

Zwangsarbeit im Militärhospital

Neben seiner Gefangenschaft in der Branch 215 blieb Adam vor allem seine Zeit im Tishreen Militärkrankenhaus in Erinnerung. Insgesamt fünf verschiedene Gefängnisse oder „Internierungslager“ durchlief er in seinem Jahr Gefangenschaft. Das Tishreen Krankenhaus liegt im Norden von Damaskus, in einer Hochsicherheitszone des Militärs. Im Gegensatz zur Branch 215, die - zumindest in der GoogleMaps-Version - noch umgeben ist vom Alltag, ist das Hospital auf der einen Seite durch eine Hügelkette abgeschirmt; die Seite hin zur Stadt wird von Panzern, Raketen-Abschussrampen, Aussichtstürmen und einer Menge Soldaten bewacht. Tishreen war die vierte und vorletzte Station von Adam - danach kam er ins Hauptgefängnis, wo ihm der Prozess gemacht wurde. Zuvor musste er jedoch im Tishreen Hospital zwangsarbeiten.

Offiziell sollte in dem Krankenhaus Adams gebrochener Fuß und seine, von der Folter verletzte Beine behandelt werden. In tiefster Nacht, mitten im Winter und halbnackt, wurde er in einem Van durch halb Damaskus in das Krankenhaus gefahren, doch behandelt wurde er nicht. Die Wärter brachten Adam in einen kleinen Raum, von dem er wegen der Dunkelheit nicht viel sah und nur ein Bettgestell ertastete. „Als ich mich hinlegte, spürte ich, dass dort noch ein Körper lag, doch das war mir egal. Ich war so glücklich und schlief zum ersten Mal seit langer Zeit in einem richtigen Bett.“ Erst am Morgen erkannte er seinen Fehler. In dem Raum

stapelten sich die Leichen - auch der Körper, den er in der Nacht neben sich gespürt hatte, war am Verwesen und zudem voller Ungeziefer, das Adams nackte Haut über Nacht zer-bissen hatte. Nur eine kleine Gruppe an Lebenden hatte sich in eine Ecke des Raumes zurückgezogen.

Aus diesem und anderen Räumen musste Adam in den nächsten Tagen die Leichen bergen, obwohl er wegen seiner Füße kaum laufen konnte. Akribisch zog er die Toten aus und reihete sie draußen im Innenhof auf, wo ein Soldat Fotoaufnahmen von ihnen machte. Danach wurden sie in durchsichtige Plastiktaschen gelegt und in der Sonne ausgetrocknet, bevor man sie in Richtung Hauptkomplex fuhr. „Von der Branch 215 war ich geschockt“, sagt Adam, „doch das Militärhospital war das Schlimmste, was ich je erlebt habe. Wir hatten als Kinder Gruselgeschichten von Militärkrankenhäusern in Syrien gehört und sie nie geglaubt.“ Menschen wurden mit verbundenen Augen und nackt an die Betten gekettet, bis sie starben, die Krankenschwestern und Soldaten beschimpften und bespuckten die Gefangenen, Adam selbst wurde eine Treppe heruntergestoßen „und es amüsierte sie“. „Eines Tages

machten sie Röntgenaufnahmen von meinen Füßen“, erzählt er, „und ein Arzt sagte mir, dass ich hier bleiben würde, bis ich wieder gesund war. Er gab mir keine Medizin, nichts.“ Hilflloses Schulterzucken seitens Adam.

Hier besuchte ihn seine Verlobte, noch bevor sein Vater sich den Weg zu ihm erkämpfte. Ab da begann sich Adams Leben zu wenden. Der Vater hatte einen Rechtsanwalt engagiert. Mit ihm und jeder Menge Geld überzeugten sie die nötigen Instanzen, Adam den Prozess zu machen. Er musste gestehen, dass er ein Terrorist sei und geplant habe, Terrorakte zu verüben. Sein Freilassungsdokument verbot ihm allerdings die Ausreise aus Syrien, für sein Guthaben ein und enteignete all sein Hab und Gut. Trotzdem wollte er das Land nicht verlassen: „Mein Land brauchte mich!“, sagt Adam vehement. Er wäre in Syrien geblieben, wäre er nicht unentwegt Verfolgung und Verhaftung durch Assads Agenten ausgesetzt gewesen. Zurück ins Gefängnis konnte und wollte er nicht. Also blieb ihm nur die Flucht nach vorn, nach Deutschland.

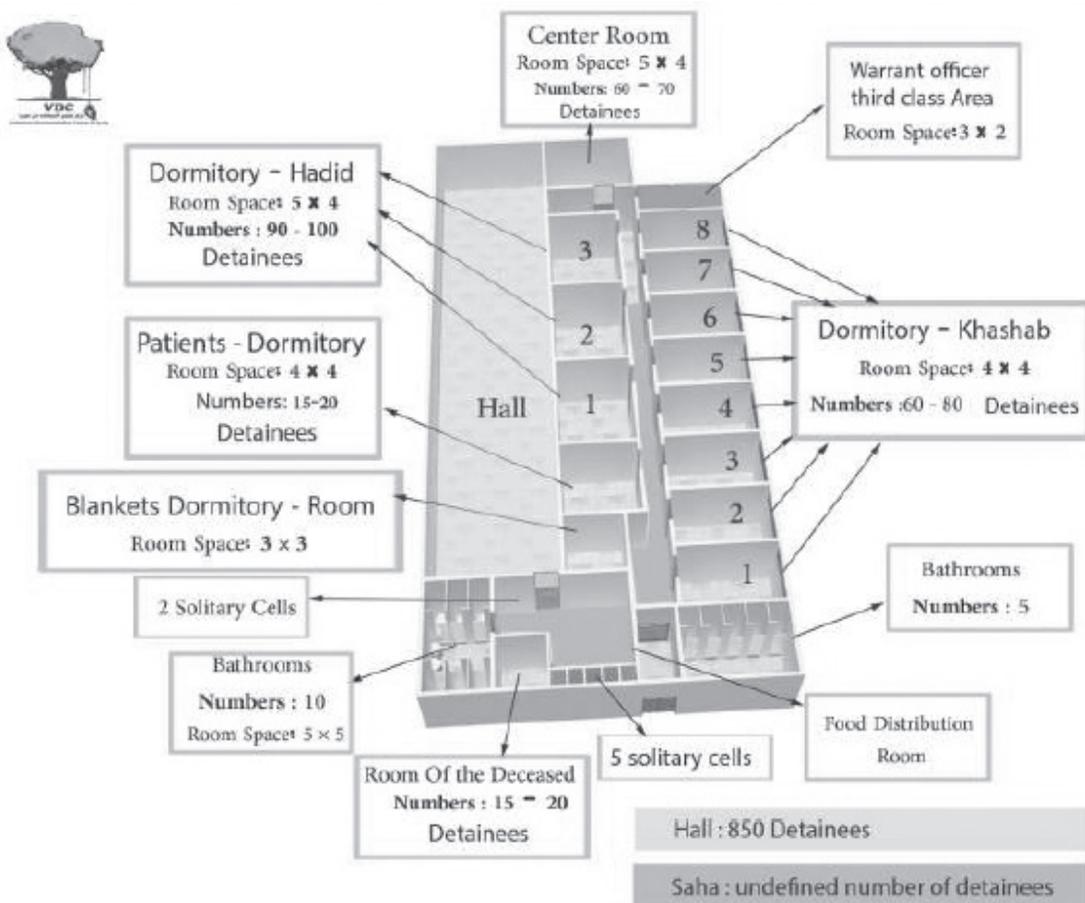
„Am Anfang war es schwierig hier anzukommen“, erzählt Adam rückblickend, „wir wurden belästigt und

haben rassistische Drohungen bekommen. Im Gegensatz dazu gab es jedoch eine enorme Menge an Deutschen, die uns bis heute unterstützen.“ Adams Hoffnung, dass die deutsche Regierung helfen könnte, etwas gegen das Chaos in Syrien zu tun, habe sich allerdings nicht bewahrheitet. Denn Adam hat Beweise über seine Zeit in Haft gesammelt - vier Mappen Beweismaterial, das er teils selbst gesammelt hat oder von Bekannten und Organisationen stammen - und sie verschiedenen Ämtern in Deutschland vorgelegt: „Niemanden hat es interessiert. Niemand hat sich die Sachen auch nur ansehen wollen.“ Auf Adam wirkt es beinahe so, als sei die Situation in Syrien „ein lukratives Feld für all diejenigen, die sich an der Schlacht beteiligen, und sich für ihre Unterstützung des barbarisch-diktatorischen Assad-Regimes eine Medaille umhängen.“ Die Revolution, die 2011 mehrere arabische Staaten erfasste, war in Adams Augen unvermeidlich und ein Versuch des syrischen Volkes Freiheit, Gerechtigkeit, Würde und Demokratie in Syrien zu etablieren. Der Fehler sei gewesen, dass das Assad-Regime und seine damit verbundene, kriminelle Diktatur nicht gestürzt worden wäre.

So hat man ihn mit einer „Aufenthaltserlaubnis aus humanitären Gründen“ abgespeist, die in einem Jahr abläuft. Sollten diese „humanitären Gründe“ dann nicht mehr existieren, muss er nach Syrien zurück, egal was ihm dort angetan wurde, egal wie gut er bis dahin in Deutschland angekommen wäre. Die Spuren seiner Folter sind mittlerweile nicht mehr sichtbar: Seine herausgerissenen Nägel wurden Adam wieder eingesetzt, seine Füße gerichtet und sein Hepatitis B geheilt. Er leidet jedoch noch immer unter Albträumen. Abschließend sagt Adam: „Lebe ich in wirklich in Freiheit? Denn in meinem Kopf herrscht noch immer Chaos.“

Jessica Bürger

Grundriss der Branch 215
Quelle: Center for Documentation of Violations in Syria



DER PERSÖNLICHE LUXUS

Porsche, Kaviar, Champagner – jedes Kind hat eine Vorstellung davon, was Luxus ist. Ein Jenaer Professor hat den Begriff erforscht und bekam dafür den Thüringer Forschungspreis 2018.

Die wohl kurioseste Professur der Friedrich-Schiller-Universität hat Lambert Wiesing inne: er ist Professor für Bildtheorie und Phänomenologie am Institut für Philosophie. Phänomenologie – ein Wort, das man sich wunderbar auf der Zunge zergehen lassen kann, bei dem man sich aber unweigerlich die Frage stellt: was bitte macht ein Phänomenologie?

„Ich möchte Phänomene beschreibbar machen“, lautet Wiesings Antwort. Bei der Phänomenologie handelt es sich um eine wichtige philosophische Strömung, deren Ziel es ist, Begriffe in ihrem Sinn zu schärfen, zu strukturieren, um in der Lage zu sein, Erscheinungen zu beschreiben. So hat Wiesing es auch mit dem Begriff „Luxus“ gemacht, was ihm in den letzten drei Jahren ein erfolgreiches Buch, viel Aufmerksamkeit und mehrere Preise eingebracht hat.

Im April erhielt er nun den mit 12.500 Euro dotierten Thüringer Forschungspreis in der Kategorie Grundlagenforschung, für den ihn die FSU Jena vorgeschlagen hatte. Dass Wiesing auf das Thema stieß, sei „ein großer Glücksfall“ gewesen. Es sei ungewöhnlich, dass ein so grundlegendes Feld so wenig erforscht sei: „Die Philosophie muss sich den großen Fragen stellen. Zu Kunst, zu Schönheit, zu Gerechtigkeit gibt es sehr viele Bücher, aber zu Luxus eben nicht.“

In der wissenschaftlichen Literatur wird Luxus meist aus moralischer oder ökonomischer Sichtweise behandelt. Luxus wird kritisiert oder auf seinen wirtschaftlichen Nutzen untersucht. Wiesing ging das Thema hingegen deskriptiv an und fragte sich, was Luxus überhaupt sei. Und er stieß darauf, dass es beim Luxus nicht um besonders teure Gegenstände geht, sondern um eine Erfahrung – ein Gefühl, das für jeden Menschen durch unterschiedliche Dinge hervorgerufen wird.

„Jeder hat eine Vorstellung, wie viel

Aufwand er in Kleidung oder Essen stecken will. Und wenn Sie die bewusst brechen, dann kommt die Luxuserfahrung.“ Luxus definiert Wiesing als persönliches Erlebnis, für das ein übertriebener Aufwand betrieben wird. So zum Beispiel, wenn sich jemand eine Bibliothek, einen Garten oder eine Schallplattensammlung anlegt oder Polaroidfotos aufnimmt.

All diese Orte und Gegenstände sind in der Regel sehr privat. Hier liegt der Unterschied zu einem anderen Begriff, der im Alltag, aber auch von Karl Marx oder Pierre Bourdieu, oft mit Luxus synonym verwendet wird: Protz. Wer protzt, zeigt, dass er viel Geld hat und definiert darüber seinen sozialen Status. Ganz im Gegenteil zu Luxus: „Luxus ist eine Erfahrung, die ich machen kann, ohne damit zum Angeber zu werden“, erklärt Wiesing.

Ein weiterer Begriff, mit dem Luxus häufig gleichgesetzt wird, ist Komfort. „Der Unterschied zu Luxus ist, dass Komfort eine rein sinnliche Angelegenheit ist. Eine Sache kann praktisch, angenehm, zweckmäßig sein“, so Wiesing. Luxus hingegen sei Zweck ohne Zweckmäßigkeit. „Ein Auto, eine Uhr, eine Schallplatte oder ein Pullover haben einen Zweck. Aber Sie können all diese Gegenstände auch mit einem so übertriebenen Aufwand herstellen, dass es nicht mehr zweckmäßig ist.“

Wiesing sieht Luxus auch als Reaktion auf das Effizienzdenken der heutigen Gesellschaft. Indem der Mensch sich über die Zweckmäßigkeit hinwegsetze, könne er sich davon befreien: „Je mehr die Menschen zu maschinenartigen Rädchen in einem funktionierenden Mechanismus werden, desto interessanter scheint mir eine Verweigerung zu werden.“ Neben anderen Formen wie Sport oder Müßiggang kann auch Luxus eine Möglichkeit sein, sich der Rationalität zu widersetzen.

Damit baut Wiesing auf Texte von Friedrich Schiller auf, der als Erster ästhetische Erfahrungen als Erfahrungen der Freiheit beschrieben hat. Der Mensch könne laut Schiller auf

zweifache Weise verwahrlosen: einerseits, indem er nur seinen Trieben und Bedürfnissen folgt, und andererseits, indem er sich jederzeit korrekt verhält. Wer jedoch zulässt, zu seinen Anforderungen Stellung zu nehmen oder sich zu verweigern, der könne eine ästhetische Erfahrung machen.

Hört man Wiesing zu, wird klar: Luxus ist etwas sehr persönliches und unterscheidet sich sowohl von Person zu Person, als auch von Milieu



Luxus im Hörsaal
Foto: Charlotte Wolf

zu Milieu. So sei es unter Studierenden beispielsweise sehr beliebt, sich vegan zu ernähren. Auch das könne als Luxus erfahren werden, wenn auch nicht immer.

„Sie können Ihre Ernährung als Protzmittel verwenden, weil es angesagt ist. Sie können es aus Gründen des Komforts verwenden, weil es gesünder ist. Sie können es aber auch machen, weil Sie finden, dass Ernährung immer mehr industrialisiert und zu einem maschinellen Zweck wird“, erklärt Wiesing. Wenn man sich dann selbst als Subjekt erlebt, das sich dieser Zweckrationalisierung entgegenstellt, ist das Luxus.

Eine gute Nachricht hat Wiesing schließlich für alle Studierenden parat, die knapp bei Kasse sind und sich keine Rennräder oder Bioprodukte leisten können: Für Luxus braucht man nicht unbedingt viel Geld. „Man kann Luxus auch selbst machen, erben oder klauen – letzteres sollte man allerdings, auch wenn es möglich ist, nicht“, so der Philosoph. Was zählt ist die Erfahrung.

Robert Gruhne

SCHWIMMEN, WOHNEN UND VERKEHR

Kürzlich zum OB gewählt, spricht der in Jena studierte Politikwissenschaftler Thomas Nitzsche (FDP) über seine Lösungsansätze für städtische Probleme, mit denen sich nicht nur Studenten rumärgern

Hoher Andrang bei gleichzeitig wenig Wohnraum treiben die Mieten in Jena in die Höhe. Ihr Amtsvorgänger Albrecht Schröter setzte auf sozialen Wohnraum, wovon Sie sagen, dass das nicht funktioniert. Sozialer Wohnungsbau ist ein technischer Begriff, der geförderter Wohnraum für Menschen meint, die finanziell sehr wenig Spielraum haben. Damit sich das für Investoren lohnt, muss es Förderprogramme oder andere Möglichkeiten des Ausgleichs geben, weil sie wirtschaftlich nicht darstellbare Mieten anbieten müssen. Dieses Instrument ist, glaube ich, nicht wirklich geeignet. Zum einen müssten Menschen wieder ausziehen, sobald sich ihre wirtschaftliche Situation verbessert. Das ist schon schwierig. Zum anderen wird kaum ein Förderprogramm, das das Land aufgelegt hat, tatsächlich in Anspruch genommen. Das macht einfach kein Investor, weil es sich zu häufig nicht lohnt. In Jena wurden bisher nur 40 Sozialwohnungen gebaut und das auch nur, weil die Stadt Jena Wohnen dazu verpflichtet hat. Thüringenweit kommen insgesamt noch sechs Sozialwohnungen hinzu. Ein freier Investor hat sich praktisch nicht gefunden, obwohl es Förderprogramme dazu gab.

Was ist Ihr Ansatz?

Mein Ansatz ist, den Wohnungsmarkt zu entspannen. Wenn wir es schaffen, dass nicht mehr die Nachfrage so massiv das Angebot überragt, nivellieren sich die Preise ein. Also wenn wir genügend Flächen ausweisen, auf die Wohnraum gebaut werden kann, dann wird sich nach und nach der Markt entspannen und das auch dauerhaft. Natürlich werden die Mieten nicht einen Tag später sinken, aber sie werden nicht mehr weiter so stark steigen wie in den letzten Jahren.

Sie wollen mehr Bebauungsflächen ausweisen - im Innenstadtbereich, aber vor allem auf Äcker und im Umland, wie sie im Wahlkampf sagten. Wo wollen Sie bauen?

Mir geht es darum, dass offensichtlich die Strategie der letzten Jahre, auf Lückenbebauung und Verdichtung zu setzen, alleine nicht trägt. Jedes dieser Bauprojekte erzeugt immensen Widerstand derjenigen, die da wohnen. Wir sollten deswegen nicht darauf verzichten, aber wir sollten erkennen, dass wir alleine damit unser Flächenproblem nicht lösen. Das heißt, wir müssen an Flächen heran, über die bisher noch keiner nachgedacht hat. Es gibt zum Beispiel eine ganze Menge Ackerflächen Richtung Kunitz. Wir brauchen innerstädtisch nicht den Acker, um unsere Versorgung sicherzustellen. Insofern kann man solche Flächen auch mal zum Neubauland entwickeln. Dafür müssen wir den Flächennutzungsplan heranziehen, weil all diese Flächen noch nicht als Wohnbauland vorgesehen sind. Das will ich ändern. Gleichzeitig will ich mit dem Umland reden. Man sollte

zum Beispiel der Stadt Bürgel nicht untersagen, Wohnbauland im Eigenheimbereich zu schaffen, wo wir es gar nicht können.

Der Dezernent für Stadtentwicklung Denis Peisker möchte bis 2025 2500 neue Wohnungen bauen. Wie viele neue Wohnungen müssen Ihrer Meinung nach entstehen?

Ich kann da nur mit unbelegten Zahlen hantieren, aber so viele Wohnungen sollten wir auf jeden Fall bauen. Wenn wir jetzt in die Zukunft schauen und sehen, dass das Wachstum bisher immer noch nicht reicht und der Leerstand immer noch zu niedrig ist, dann glaube ich, dass wir in den nächsten zehn oder zwölf Jahren 5000 bis 6000 neue Wohnungen brauchen. Alleine Zeiss hat jetzt angekündigt, 500 neue Mitarbeiter in die Stadt zu holen. Höchstwahrscheinlich werden die meisten davon Ehepartner und Kinder haben. Da kommen dann in den nächsten sechs Jahren 1000 bis 2000 neue Menschen in die Stadt.

Schauen wir in den Bereich Verkehr. Dort ist die dauerpräzente Frage, was mit dem Eichplatz geschehen werde. Am liebsten wollen Sie dort einen mehrstöckigen Parkplatz. Alles nach unten?

Komplett nach unten, nach oben wäre Quatsch. Das wäre verschenkter Raum. Ich sage, wir brauchen mindestens zwei Etagen, mit weniger funktioniert das System gar nicht. Zum einen muss die Ebene, die jetzt schon da ist, unter die Erde gebracht werden und gleichzeitig werden die Gebäude auf der Oberfläche einen Eigenbedarf der Leute erzeugen, die da wohnen oder einkaufen wollen. Und schließlich wissen wir ja, dass es in der Innenstadt insgesamt viel zu wenig Parkplätze gibt. Um dieses



Defizit einigermaßen auszugleichen, bräuchte es sofort noch eine dritte Etage.

Die FSU wird auf dem Inselplatz einen neuen Campus errichten. Die Gespräche über die Bebauung sind fortgeschritten, bisher wurden Tiefgaragen nicht mit eingeplant. Ist es noch möglich, unter das Gelände Parkplätze zu bauen?

Ich hätte es sehr gern. Ich befürchte aber, dass es nicht mehr geht. Ich hatte vor ein paar Jahren Investoren an der Hand, die bei der Verwaltung mit mir gemeinsam am Tisch saßen und gesagt haben: „Liebe Stadt, wir wollen unter den Campus eine Tiefgarage bauen. Uns ist praktisch fast egal, was Ihr oben draufbaut, wir müssen nur wissen, wo die Lasten ankommen.“ Diese Investoren wurden wieder weggeschickt. Über die Gründe kann ich nur spekulieren, was ich öffentlich lieber nicht auswalzen möchte. Ich fürchte, dass das Verfahren für den Inselplatz inzwischen schon so weit ist, dass man jetzt nachträglich planerisch noch eine Tiefgarage nur mit dem Risiko einbauen kann, das ganze Verfahren zu gefährden. Das kann natürlich niemand wollen. Falls es aber doch noch geht, werde ich alles dransetzen, das hinzubekommen.

Sie hatten einmal in einem Interview gesagt, sie wollten eine oberirdisch autofreie Innenstadt. Bezieht sich das nur auf die Tiefgaragen oder haben Sie auch Pläne zur Untertunnelung der Stadt?

Erstmal die kleine Lösung. Viele Leute verlangen die autofreie Innenstadt und meinen damit sinngemäß, Poller aufzustellen und niemanden reinzulassen. Das will ich nicht. Wenn ich oberirdisch autofrei sage, dann schwebt mir vor, ein stabiles, leistungsfähiges

Straßenhauptnetz zu bilden, um den Innenstadtverkehr zu entlasten. Stichwort Innenstadtring und Westtangente. Dann könnte man zum Beispiel zwischen UHG und neuem Campus den Löbdergraben weitgehend verkehrsberuhigen. Man lässt dann praktisch nur noch die Straßenbahn und den Bus durchfahren, aber Autos in der Regel nicht mehr. Die werden dann außen herum geführt, zum Beispiel über die Osttangente.

Dann sind da nur noch die Fahrräder für einige Leute im Weg.

Wenn ich Hauptnetz sage, dann gilt das natürlich zum einen für die Autos. Aber natürlich brauchen auch die Radfahrer ein solches Hauptnetz.

Was wird, um mal ein Beispiel zu nennen, mit der Johannisstraße passieren?

Ich sehe, wenn man von Jena Ost über die Brücke kommt, im Wesentlichen zwei Optionen. Die eine wäre, dass man gerade weiter das Pflaster an der Kirche hoch und dann durch die Johannisstraße fährt, was wegen des Pflasters und des Ärgers mit den Fußgängern auf der Johannisstraße doppelt schwierig ist. Oder man fährt links unterm Markt hoch und dann die Kollegiengasse weiter. Das finde ich die beste Lösung. Und wenn man den Weg als Fahrradtrasse erstmal ausbaut, dann kommt man da auch zügig durch.

Themenwechsel: Viele Studenten klagen über zu wenig Möglichkeiten, zu schwimmen. Wie sehen hier Ihre Pläne aus?

Wir haben deutlich zu wenig Schwimmfläche. Klar, wir haben die Halle in Lobeda, klar wir haben das GalaxSea. Im Sommer gibt es noch Freibäder, im Winter kann man die aber nicht benutzen. Von Lobeda wissen wir, dass die normale Lebensdauer der Schwimmhalle im Jahr 2023 erreicht sein wird. Dann stellt sich ohnehin die Frage, ob die grundlegend saniert oder geschlossen werden muss. Mein Plan ist, eine neue Halle zu bauen, nicht wie in Lobeda mit 25-Meter-Bahnen, sondern 50 Meter und dann gleich auch mit acht Bahnen. Die neue würde als Ersatz für die Schwimmhalle in Lobeda-West in Betrieb gehen, weil sonst die Betriebskosten aus dem Ruder laufen. Eigentlich ist es vom Haushalt her betrachtet, extrem schwierig, die neue Schwimmhalle gerade jetzt mit einzuordnen. Sie wurde aber im Wahlkampf von Kandidaten aller Parteien so verbindlich versprochen, dass man hinter dieses Versprechen nicht zurückfallen sollte.

Letzte Frage: Kostenfreies Internet in der Innenstadt?

Ich weiß nicht genau, was es an technischen Voraussetzungen braucht, um das realisieren zu können. Im Moment scheinen mir die Kontra-Argumente, im technischen Bereich zu liegen. Muss ich sehen. Schön wäre es, wenn wir da sowas haben.



Julian Hoffmann

Thomas Nitzsche
spricht mit dem
Akrützel in der Abbe
Mensa
Foto: Martin Emberger

ZWISCHEN MUSIK, BILD UND POESIE

Liebe, Erotik, Verzweiflung, Sehnsucht und die Frage nach der Bedeutung der Kunst im 19. Jahrhundert. Der Graphikzyklus Klingers wird in Jena vom 31.5. bis 15.6. ausgestellt.

Das aufgewühlte Meer schäumt und brodelte unter einem wolkenverhangenen Himmel, während ein Segelboot in gefährlicher Schiefelage versucht, das felsige Land anzusteuern. Rechts im Vordergrund: eine Art hölzerne Bühne auf der ein Pianist am Klavier spielt, während eine junge Frau sowohl auf die Noten wie auch, über eine Balustrade hinweg, zu dem tosenden Meer weist. Dort wird eine Harfe von einem Triton aus dem Wasser gehoben, während zwei Nereiden zaghaft auf dieser zu spielen beginnen.

Es handelt sich hierbei um den Auftakt zu einer der komplexesten Graphikzyklen des Leipziger Künstlers Max Klinger (1857-1920): der Brahms-Phantasie Rad.-Opus XII. Klinger, der den Komponisten Johannes Brahms sein Leben lang schätzte, wählte aus dem Oeuvre Brahms fünf Lieder verschiedener Opera und die Vertonung des Schicksalsliedes von Friedrich Hölderlin aus und schuf dazu einundvierzig

Radierungen, Stiche und Lithographien.

Obwohl Klinger alle seine Graphikfolgen in enger Verbindung zur Musik sah und diese daher mit Opuszahlen nummerierte, wird die Musik in der Brahms-Phantasie in besonderem Maße zum Thema gemacht. Bereits der Aufbau des Zyklus, dessen erster und zweiter Teil durch jeweils ein vorangestelltes Blatt eingeleitet wird, steht in Analogie zu musikalischen Vorspielen.

Im Rahmen der internationalen Tagung Zeitordnungen um 1900. Max Klinger und das Musikalische wird nun die Brahms-Phantasie Klingers, die sich im Besitz der ThULB befindet, vom 31.05.2018 bis zum 15.06.2018

Eine Gleichzeitigkeit von Bild, Text, Notation und Musik bestimmt die Brahms-Phantasie Klingers. Die Künste verschmelzen dabei zu einem Ganzen, ohne die eigenen Konturen aufzugeben. Doch stellt dieses Werk darüber hinaus ebenfalls die Frage nach Sinn-Erfahrung und dem Schicksal des Menschen. Auf sieben ganzseitigen Blättern wird die Geschichte des mythischen Prometheus erzählt, der durch seinen Einsatz für die Menschen den Zorn des Göttervaters Zeus auf sich zog, von diesem entführt und an einen Felsen geschmiedet wurde. Dort wird er von einem Adler heimgesucht, der von seiner Leber frisst, die immer wieder nachwächst. Erst durch den Helden Herakles wird Prometheus schließlich von seinem Leiden befreit. Prometheus, eine der Symbolfiguren des 19. Jahrhunderts, galt als Leidensfigur und Märtyrer, als Schöpfer und Erlöser und wurde immer wieder als Identifikationsfigur in der Kunst und Literatur herangezogen. Die Wiederbelebung des Mythos und die Frage nach seiner Bedeutung für den modernen Menschen werden für den Besucher der Ausstellung erlebbar.



TBrahms-Phantasie,
Opus XII_1894
Bild: Max Klinger

im Universitätshauptgebäude am Fürstengraben 1, Ausstellungskabinett E025, gezeigt und durch Führungen begleitet.

nen Menschen werden für den Besucher der Ausstellung erlebbar.

Viola Dengler

Weitere Informationen zu der Ausstellung sind auf der Homepage des Seminars für Kunstgeschichte und Filmwissenschaft abrufbar.

Wissen vermitteln – Geld verdienen !

Nachhilfeinstitution in Erfurt sucht schnellstmöglich Lehrer, Referendare oder Studenten, die in der Lage sind Nachhilfeunterricht im Realschul- oder Gymnasialbereich in den Fächern Mathematik/Physik/Chemie/Biologie/Englisch/Deutsch/Französisch/Spanisch oder Latein zu unterrichten.
Der Einsatz erfolgt auf Honorarbasis bei guter Bezahlung.
Heureka-Förderinstitut Erfurt, Telefon:0361/5614999

PRESSEERKLÄRUNG

JENA, DEN 23. MAI 2018

Friedrich-Schiller-Universität Jena

StuRa

THÜRINGER HOCHSCHULGESETZ FINDET ANKLANG BEI STUDIERENDEN

*Das neue Thüringer Hochschulgesetz, welches heute verkündet worden ist, stellt eine relevante Verbesserung der Studienbedingungen Thüringer Studierender dar. Die Studierendenvertreter*innen befinden den Großteil der umfangreichen Neuerungen für gut.*

Der Studierendenrat der Friedrich-Schiller-Universität Jena begrüßt das Inkrafttreten des neuen Thüringer Hochschulgesetzes. In vielen Bereichen konnten entscheidende Verbesserungen erzielt werden. „Mit dem neuen Gesetz konnte der Weg zu einer offeneren und demokratischeren Hochschule geebnet werden,“ stellte Marcus D. D. Đào, Mitglied des Vorstands, fest. Insbesondere die Mitbestimmungsmöglichkeiten der Studierenden werden durch das neue Gesetz grundsätzlich erweitert. Eingeführt wird ein Senat, in dem alle Statusgruppen der Universität paritätisch vertreten sind. Darüber hinaus erhält der demokratisch gewählte Senat wieder mehr Entscheidungsmacht und der, in studentischen Kreisen umstrittene, Hochschulrat verliert an Einfluss. Des Weiteren wird es zukünftig eine Landeswissenschaftskonferenz geben, bei der alle Statusgruppen der Hochschulen vertreten sind. So werden Transparenz und Mitbestimmung gestärkt.

Ein großer Wermutstropfen ist allerdings, dass die Parität in sämtlichen Bereichen, die Lehre und Forschung betreffen, aufgehoben ist und die Mitbestimmung hierdurch stark beeinträchtigt wird. Aus studentischer Perspektive bildet das Urteil des Bundesverfassungsgerichts von 1973 (BVerfGE 35,79) nicht die Realität ab, da auch Studierende und Mitarbeiter*innen maßgeblich zur wissenschaftlichen Arbeit beitragen. Gerade im Bereich der Lehre sollte Studierenden und Mitarbeiter*innen mehr Mitbestimmung zugesichert werden.

Eine weitere nennenswerte Verbesserung für alle Studierenden stellt die neue gesetzliche Regelung für den Fall der Prüfungsunfähigkeit dar. Ab sofort reicht eine entsprechende ärztliche Bescheinigung aus. Das vorherige umstrittene Verfahren konnte gekippt werden. Die Regelung, dass Mitarbeiter*innen des Prüfungsamtes, also voraussichtlich medizinische Laien, eine Bewertung der Symptomatik vornehmen, ohne dass ein umfangreicher Schutz der persönlichen Daten analog der ärztlichen Schweigepflicht sichergestellt werden kann, ist nicht mehr zulässig. Auch ein amtärztliches Attest auf Kosten der Studierenden kann

nicht mehr verpflichtend verlangt werden. Diese Änderungen sind von hoher Bedeutung für den Schutz der Privatsphäre von Studierenden. „Es ist sehr begrüßenswert, dass in Zukunft dem Urteil und der Empfehlung eines qualifizierten Arztes oder Ärztin gefolgt wird und eine Regelung gefunden wurde, die zumutbar für erkrankte Studierende ist,“ freut sich Scania Sofie Steger, Mitglied des Vorstands.

Auch in anderen Bereichen bildet das neue Gesetz den Zeitgeist ab. Bei der Gleichstellung gab es wesentliche Veränderungen. Ebenso wurde mit den Diversity-Beauftragten der Weg für mehr Vielfalt an den Thüringer Hochschulen bereitet. Nicht zuletzt sieht das Gesetz vor, dass jede Hochschule für sich eine Zivilklausel erarbeitet. „Mit einer Zivilklausel verpflichtet sich eine Hochschule, in Forschung und Lehre dem Frieden zu dienen und ausschließlich zu zivilen statt zu militärischen Zwecken zu forschen. Eine lang gehegte Forderung der Studierenden findet damit Eingang in das neue Gesetz,“ hebt Marcus D. D. Đào hervor.

Auch findet sich im neuen Gesetz eine eindeutige Regelung zum Thema Anwesenheitspflicht in universitären Lehrveranstaltungen. Diese ist nur noch zulässig, wenn das Lernziel der Veranstaltung ausschließlich durch persönliche Anwesenheit zu erreichen ist. Die Studierenden haben dadurch in Zukunft wieder die Freiheit, selbst zu entscheiden, ob der Seminarbesuch, der Lesekreis oder das Selbststudium für sie der beste Weg zur Aneignung des Lernstoffs ist.

Kritisch zu sehen ist hingegen die unsichere Finanzierung der Hochschulen, die eine zunehmende Abhängigkeit von Drittmitteln, also Geldern von Stiftungen oder aus der Wirtschaft, verursacht und fördert. Eine bessere finanzielle Lage der Hochschule würde auch die Abschaffung der Langzeitstudiengebühren und eine entscheidende Verbesserung der Lage von Lehrbeauftragten ermöglichen. Um den nötigen finanziellen Spielraum hierfür zu schaffen, bedarf es allerdings des politischen Einsatzes und Willens der Bundesregierung.

Für Nachfragen stehen wir Ihnen gern zur Verfügung.

Studierendenrat

Vorstand

Marcus D. D. Đào
Felix Graf
Scania Sofie Steger

Telefon:

03641 - 930 998

Telefax:

06341 - 930 992

E-Mail:

vorstand@stura.
uni-jena.de

Adresse:

Carl-Zeiss-Straße 3
07743 Jena

**Für Rückfragen,
Bilder und weitere
Informationen stehen
wir gern zur Verfügung!**



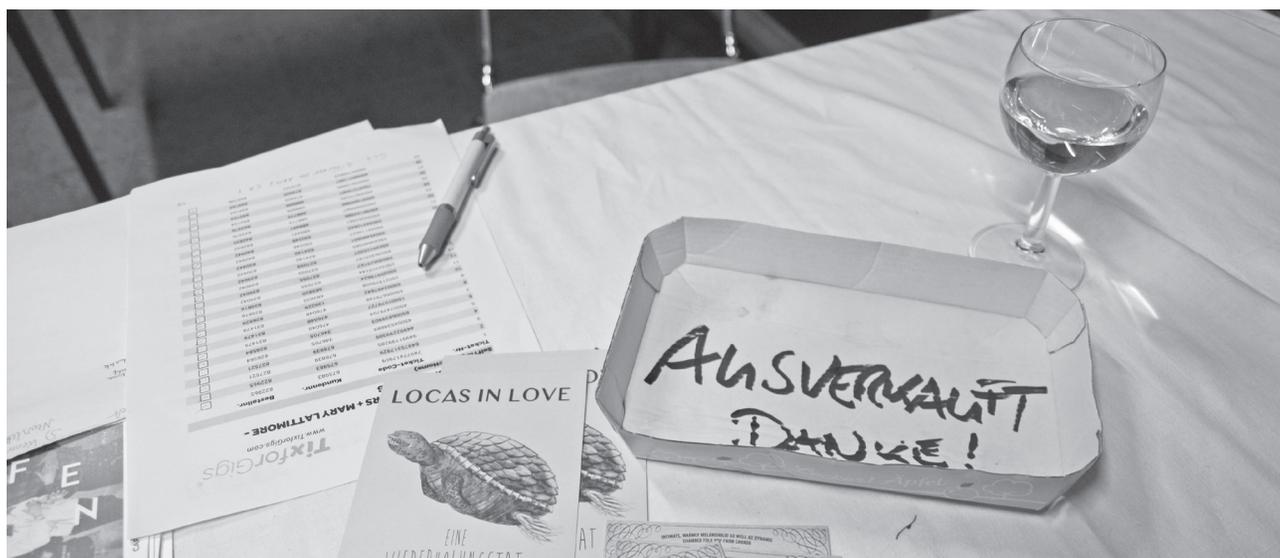


Foto: Anna Hinze

Möchtest du immer auf dem Laufenden sein? Dann gestalte unseren Veranstaltungskalender. Wir suchen dich!

Freitag, 01.06.

- 10:00 Theaterhaus, Hauptbühne:
#CQD Kindertheaterfestival:
Timms Lachen
- 14:00 Kulturkombinat Neue Räume:
Fleisch // 1. Akt ..
- 14:00 Kubus: Tanz-Café
- 16:00 Theaterhaus: #CQD Kinder-
theaterfestival: Vom Fischer
und seiner Frau
- 18:00 Theaterhaus, Hauptbühne:
#CQD Kindertheaterfestival:
Timms Lachen
- 20:00 M-Pire: Arno Zillmer, Konzert
- 21:00 Café Wagner: Lester (punk-
rock), Konzert
- 21:00 KuBa: Circus Problem (Gypsie,
Balkan, Klezmer & Swing),
Konzert
- 22:00 Rosenkeller: WITH FULL
FORCE WARM UP PARTY (Me-
tal)
- 23:00 Kassablanca: Salon (House/
Techno), Clubabend

Sonnabend, 02.06.

- 10:00 Theaterhaus, Hauptbühne:
#CQD Kindertheaterfestival:
Die neue Geschichte vom
Schnapphans
- 14:00 Theaterhaus, Theatervorplatz:
#CQD Kindertheaterfestival:
Kinderfest
- 16:00 Theaterhaus: #CQD Kinder-
theaterfestival: Vom Fischer
und seiner Frau

- 18:00 Theaterhaus, Hauptbühne:
#CQD Kindertheaterfestival:
Timms Lachen
- 19:00 Bauersfeld: LINDY HOP
- 19:30 Theaterhaus, Theatervorplatz:
#CQD Kindertheaterfestival:
Konzert mit der Band Faroul
- 19:30 Folk Arena: Balkan-Party mit
Ljuti Hora
- 20:00 Theatercafé: Mo Joe Club, Par-
ty
- 20:30 Rosenkeller: Kneipenquiz
- 21:00 M-Pire: SALSA Party mit
Crashkurs
- 22:00 F-Haus: pump up the 90s, Par-
ty
- 23:00 Café Wagner: Slow Revolt! w/
fevela, SMN, Schneiders Glat-
ze (Techno), Party
- 23:00 Kassablanca, Turmbühne:
Boomshakalaka - ,n RAP
DAAAAAAAAANCE! (Rap),
Clubabend
- 23:00 Rosenkeller: Best of 80s & 90s
meets DrumNBass, Party
- 23:00 Zapata: Tech Night Grooves

Sonntag, 03.06.

- 11:00 Café Wagner: Wagnerbrunch
- 20:00 Café Wagner: Spieleabend

Montag, 04.06.

- 18:00 Kassablanca: Rapworkshop
- 19:30 Café Wagner: Seabstian ist
krank, Lesebühne
- 20:00 Pici: Poesie und Wein

Dienstag, 05.06.

- 17:00 Kassablanca: Urban Dance
Workshop, Breakdance
- 19:30 Café Wagner: Jacques Palmin-
ger & 440 Hz Trio (Jazz/Pop),
Konzert
- 20:00 Kassablanca: Queerlounge,
Turmcafé

Mittwoch, 06.06.

- 18:00 Kassablanca, Turmbühne: DJ-
Workshop
- 19:00 Café Wagner: TWITCHING
TONGUES . VEIN . DELUMI-
NATOR . PAIN. (Hardcore/
Metal), Konzert
- 19:00 Kassablanca, Kickerraum:
Analog Jam-Sessions, Work-
shop
- 20:00 Theaterhaus, Probebühne:
Dostojewskis Krokodil
- 23:00 Kassablanca: Schöne Freiheit,
Clubabend

Donnerstag, 07.06.

- 18:30 Volksbad: 1. Generationen-
konzert
- 19:30 Bauersfeld: Denk-Bar mit Rob-
by Mörrer
- 20:00 Theaterhaus, Probebühne:
Dostojewskis Krokodil
- 22:00 Café Wagner: MaSlaPhi-Party
- Wodka im Weltall (Skandina-
vian-Beats/Hits)

Freitag, 08.06.

- 15:00 Rasenmühleninsel: Flutlicht Festival
 19:00 Gaststätte Schlegelsberg: Benefizkonzert -Paul-
 20:00 Café Wagner: Wolf Mountains Support: Molde (Garage Rock/LoFi), Konzert
 20:00 Theaterhaus, Hauptbühne: In der Republik des Glücks
 22:00 M-Pire: Dark Night, Party
 23:00 Rosenkeller: KLING KLANG KLUB (Techno House),

Sonnabend, 09.06.

- 08:00 Globs: Floh-Trödelmarkt
 10:00 Rasenmühleninsel: Flutlicht Festival
 10:00 Haus auf der Mauer: Jubiläumssymposium_20 Jahre Iberoamérica e.V.
 11:30 Paradies: FAK-FESTIVAL warmup: Flunkyball-Turnier
 18:00 Kassablanca: Drum&Bass

Night, Clubabend

- 20:00 Stadtkirche: Mozarts„Krönungsmesse“
 20:00 Theaterhaus, Hauptbühne: In der Republik des Glücks
 22:00 Café Wagner: Party der Doktranden feat. Orient Okzidental (BalkanBeats/ Electroswing-Fusion)
 22:00 F-Haus: (Un)treuparty
 22:30 Oberaue 4: Flutlicht Festival 2018 Aftershow
 23:00 M-Pire: Remember the spirit of Weira, Party

Sonntag, 10.06.

- 09:00 Rasenmühleninsel: Flutlicht Festival

Montag, 11.06.

- 19:00 Café Wagner: Science Pub
 19:30 CZS 3, HS 5: Markustheater

Dienstag, 12.06.

- 16:00 Petrihaus: Begnungscafe
 19:30 CZS 3, HS 5: Markustheater
 20:00 Café Wagner: Damensalon (Akustik 20s), Konzert
 21:00 Sidi Baich: Musischer Lyrikabend

Mittwoch, 13.06.

- 14:00 Kassablanca: Nähkaffee - Kombina(h)t, Turmcafé
 15:00 Paradies: 6. Jenaer Stifterlauf
 18:00 Bauersfeld: AFTER WORK JENA - Das Original
 20:30 Café Wagner: „Vessel“ (2014 USA), UFC-Kino

Donnerstag, 14.06.

- 17:30 Sommerfest der AWO
 20:00 Café Wagner: UNS + tba (Indie/Electro), Konzert

Kalender: Charlotte Wolff

Quelle: Hintertorperspektive e.V.

IMPRESSUM

AKRÜTZEL – gegründet 1989 und herausgegeben von den Studierendenräten der FSU und EAH – erscheint während der Vorlesungszeit alle zwei Wochen donnerstags. Redaktionssitzungen sind öffentlich und finden jeden Dienstag um 19:00 Uhr im Akrützel-Büro (UHG, Fürstengraben 1) statt.

Redaktionsschluss der kommenden Ausgabe: 08. Juni 2018

Das Akrützel Nr. 377 erscheint am: 14. Juni 2018

Druck: Schöpfung Weimar
 Verteilte Auflage: 4000

Chefredakteurin (V.i.S.d.P.):
 Charlotte Wolff

Titelbild: Charlotte Wolff
 Schweineillustration: Martin Emberger
 Satz und Gestaltung: Charlotte Wolff
 Lektorat: Ulrike Wolf

Redaktionsmitglieder:
 Sophie Albrecht, Marleen Borgert, Jessica Bürger, Martin Emberger, Robert Grunhe, Julian Hoffmann, Lenah John, Johannes Kaiser, Anika Nagel, Benjamin Rix, Hanna Seidel, Paula Swade, Stefanie Swann, Sandra Trienekens, Charlotte Wolff

Adresse: **AKRÜTZEL**, Friedrich-Schiller-Universität, Fürstengraben 1, 07743 Jena
 Telefon: 03641-930991
 E-Mail: redaktion@akruetzel.de
 Internetseite: www.akruetzel.de

Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Redaktionsmeinung entsprechen. Für unverlangt eingesendete Manuskripte besteht keine Veröffentlichungspflicht. Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen. Anonyme Einsendungen landen im Papierkorb. Den Mitgliedern der Redaktion ist die Wahl zwischen generischem Maskulinum und Binnen-I freigestellt. Das verwendete generische Maskulinum gilt für alle Geschlechter.

Explain it like I'm five

Zeitpunkt verpasst, zu dem ihr noch Basiswissen zu einem Thema nebenbei hättet aufschnappen können und jetzt zu feige, um nachzufragen?

Gefragt hat: Annika Nagel

Ihr geantwortet hat:

Dipl.-Psych. René_ Hornstein, ehemaliges Vorstandsmitglied der Bundesvereinigung Trans* und Gründungsmitglied der AG trans*emanzipatorische Hochschulpolitik

Trans*gerechte Hochschule



Cisgeschlechtlich: Identifikation mit dem bei der Geburt zugeordneten Geschlecht

Transgeschlechtlich: Identifikation mit einem anderen als dem bei der Geburt zugeordneten Geschlecht

Intergeschlechtlich: Medizinische Einordnung jenseits der binären Geschlechter (Gegensatz: endosexuell oder dyadisch, lassen sich medizinisch den Kategorien weiblich und männlich eindeutig zuordnen)

Nicht-binäre Transidentitäten: Identifikation jenseits der binären Geschlechter (z.B. genderqueer, agender, genderfluid)

Queer: Menschen, die sich selbst nicht in ausschließende Kategorien einordnen wollen, theoretische Bezugnahme auf Queer Theory, die die Normierung von Geschlecht und Sexualität grundsätzlich kritisiert

Was ist für die Auseinandersetzung mit Trans-, Inter- oder Nicht-binären-Personen essentiell?

Es sollte zwischen Geschlechtsidentität, körperlichen Geschlechtsmerkmalen und sexueller Orientierung unterschieden werden. Körperliche Geschlechtsmerkmale wie männlich, weiblich oder intersexuell müssen nichts mit der Identität einer Person oder dessen äußeren Merkmalen zu tun haben, noch mit dem sexuellen Begehren.

Wie werden sie diskriminiert?

Je nach dem wann die Transition vollzogen wird, entstehen Diskriminierungsräume. Das kann schon in Kindergarten oder Schule der Fall sein, oder eben an der Hochschule und später im Berufsleben. Diskriminierung findet auf vielen Ebenen statt. Auf sozialer Ebene sehen sich Trans*menschen mit Abwertung durch gesellschaftliche Normen konfrontiert. Privilegien werden entlang unterschiedlicher Diskriminierungsachsen verteilt, also anhand willkürlicher Merkmale, wie Hautfarbe, Religion oder sexueller Orientierung. Ein weiteres Problem ist die Vergeschlechtlichung räumlicher Strukturen, wie zum Beispiel die Dreiteilung in Frauen-, Männer- und Behindertentoilette. Das bewirkt nämlich entweder ein zwangs-gendern von Inter- und Nicht-binären-Personen oder das Meiden dieser Orte. Nebenbei wird auch den Rollstuhlfahrern das Geschlecht abgesprochen. Das gleiche gilt für Umkleiden. Da machen viele lieber keinen Sport als sich Gewalt und Scham auszusetzen.

Was kann auch speziell an Hochschulen getan werden?

Transidentitäten und geschlechts-nonkonforme Lebensweisen werden in gesellschaftlichen Strukturen benachteiligt, bedroht und verletzt. Den Kampf dagegen können sie nicht allein führen, dazu braucht es die Verbündetenschaft. Verbündete sind Menschen, die nicht zur diskriminierten Gruppe gehören, aber eine ungerechte Verteilung von Privilegien erkennen und versuchen, diese Muster zu ändern. Hochschulen sollten den Umgang mit Namen und Pronomen in die Lehrsituation mit einbinden und nach dem Konzept der Fehlerfreundlichkeit handeln. Das bedeutet, immer unter der Annahme der allgegenwärtigen Diskriminierung zu agieren und durch Kommunikation Fehler richtigzustellen. Auch räumliche Trennungen in männlich, weiblich und behindertengerecht sollten überdacht werden. Mein Vorschlag wäre die Benennung nach Funktion, also bei Toiletten in zum Stehen, Sitzen und rolligerecht.

Zeichnung: Annika Nagel